

Christian Mähr  
**Aber das Bild war noch da**

Roman

VERLAG  
WORTREICH

Du hast es verkauft?»

»Nein, ich biete es zum Verkauf an, das ist ein Unterschied ...« Er spürte, wie verstimmt sie war. Er hatte das Eingeständnis nicht als »Eröffnung« geplant, da gab es überhaupt nichts zu eröffnen, verdammt noch mal, das war sein Beruf, er lebte davon, dass er die Sachen, die er mit seinen eigenen Händen machte, auch verkaufte. Aber das schien sie nicht zu interessieren. Sie rückte von ihm ab. Das war nicht neu. Früher hatte sie sich an ihn geschmiegt und war in seinen Armen eingeschlafen.

»Was hast du?«, fragte er. »Wir brauchen das Geld, das weißt du, ich kann es mir nicht leisten ...«

»... ich brauch überhaupt kein Geld von dir,« unterbrach sie ihn. Ihre Stimme war leise, aber scharf. »Also schieb mich nicht vor. Ich brauch kein Geld. *Du* brauchst es.«

Er biss sich auf die Unterlippe. Das Geld zu erwähnen war ausgesprochen blöd gewesen. Geld war kein guter Gesprächsstoff zwischen ihnen. In einem Magazin hatte er gelesen, die meisten Streitigkeiten bei Paaren hätten mit Geld zu tun, mit fehlendem Geld, nahm er an, so genau konnte er sich an den Artikel nicht mehr erinnern. Obwohl natürlich die meisten

Geldstreitereien, über die man etwas zu hören bekam, von vorhandenem Geld verursacht wurden, von im Überfluss vorhandenem, dessen Menge sich ein Normalmensch nicht vorstellen könne, hatte ihm seine Bankberaterin gesagt. Die Reichen stritten um Geld, das da war, viel verbissener als die Armen um das Geld, das nicht da war, so die Fama. Da er keine reichen Leute kannte – keine wirklich reichen – konnte er das nicht nachprüfen. Wahrscheinlich war es eines der Märchen über die »armen, reichen Leute«, die man den Massen erzählte, um sie ruhig zu stellen.

Bei ihnen war es anders. Herta hatte Geld. Geerbt, gut angelegt. Sie hätte nicht mehr hier wohnen müssen. Es ging, das hatte er im Gefühl, nicht ums Geld. Worum aber dann? Es war sein Beruf, zu verkaufen, was er hergestellt hatte. Möglichst teuer. Daran haperte es sowieso: Er bekam nicht die Summen, die er erwartete. Es war halt schwierig ... Weil es nicht die Summen waren, die *Sie* erwartete. Gesagt hatte sie nie etwas. Sich nie geäußert über erzielte Erträge. Daraus schloss er, sie seien zu gering. Warum sonst sollte sie zu diesem Thema Schweigen bewahren? Dieses gleichsam dröhnende Schweigen seiner Frau setzte ihm mehr zu als die Beträge selbst. Deshalb verstand er ihre Reaktion nicht; jetzt, da endlich ein halbwegs anständiger Preis ... »Du hast es verkauft?« Was hätte er denn sonst damit machen sollen?

Er müsste es klären. Wenn man etwas nicht versteht, muss man nachfragen. Aber das konnte er nicht. Seine Kehle war zugeschnürt, sein Mund trocken. Das Schweigen dauerte auch schon zu lange, *sein* Schweigen. Er wälzte sich aus dem

Bett, murmelte etwas von Arbeit und stand auf. Er war froh, dass sie nicht nachfragte, warum er um halb drei Uhr früh rüberging. Sie drehte sich um und zog die Decke hoch.

Drüben machte er Licht, sah sich in dem großen Raum um. Alles lag und stand, wie er es verlassen hatte. Sie kam selten hierher und wenn, bemühte sie sich, nichts zu berühren. Sie ließ ihm seine Ruhe, er schätzte das. Bis jetzt. Eine Freundin hatte sich – vor langer Zeit – immer für seine Arbeit interessiert. »Was machst du jetzt, was wird das hier?« Und so weiter ... Es war ihr nicht klar gewesen, dass unter solchen Umständen niemand arbeiten konnte. Und er schon gar nicht. Vogelgezwitscher störte ihn, der Wind in den Bäumen. Darum hielt er die Fenster geschlossen, obwohl die Luft immer schlechter wurde; gesund war das nicht, er wusste es, aber er konnte nichts dagegen tun. Er brauchte Ruhe, Ruhe, Ruhe. Keine Ablenkungen. Jene Dame war nicht lang seine Freundin geblieben.

Aus den Riesenfenstern drängte die Schwärze der Nacht in den Raum, schien herein zu sickern wie Schmieröl, das elektrische Licht kämpfte dagegen an. Er öffnete die Tür zur Terrasse. Kälte strömte herein. Er stellte sich in den Luftzug und atmete tief durch. Im Garten alles dunkel. Neumond. Er beruhigte sich. Wie immer an seiner Arbeitsstätte. Es war gut hier. Alles, wie es sein sollte. Die Glasfront nach Norden. Nicht alle Kollegen durften unter solchen Bedingungen arbeiten. Er spürte den Neid, wenn sie zu Besuch kamen. Und die Wohnung gleich nebenan! Das war auch nicht die Regel.

Natürlich beneideten sie ihn nur um den Raum, nicht um das, was er darin schuf. Das war Kitsch. In seinem Metier ist es so: Was man selber macht, ist Kunst; was die Kollegen machen, Kitsch. Davon sprach jeder nur im kleinsten Kreis. Aus dem sickerte es dann in den nächstgrößeren und so weiter, bis es alle wussten, die sich überhaupt dafür interessierten. Aber nach außen hielten sie zusammen, organisiert in einer »Berufsvereinigung«. Nach außen wurde nicht schlecht über Kollegen geredet, nur über mangelnden Kunstverstand der Kommissionen, der Landesregierung, der Gesellschaft als solche.

Er machte die Tür wieder zu. Der Terpentergeruch hätte sich sonst verflüchtigt. Er setzte sich in den abgewetzten Sessel in der Mitte des Raumes. Er hatte keine Lust zu arbeiten. Es war auch zu kalt. Die Lücke an der Wand fiel ihm nun auf. Dort war es gestanden, angelehnt, links und rechts daneben andere Arbeiten in Stapeln.

Das Bild.

Das Bild, das er verkauft hatte. Stimmt gar nicht: verkaufen wollte. Das übersah sie konsequent. Wenn eine Arbeit aus dem Haus war, hatte er »verkauft«, in ihrer Diktion. Dabei hingen die Bilder erst beim Galeristen. Oft sehr lang. Dieses eine Bild hatte sie immer gemocht, das war schon so; sie hatte es immer betrachtet, wenn sie ihn im Atelier besuchte. Aber nie etwas Besonderes darüber gesagt. Sie äußerte sich selten über seine Arbeiten. Er fragte auch nicht nach. Ihr Mann war eben Künstler. Maler. Er hätte auch Finanzbeamter sein können oder Filialleiter. Darum

hatte ihn ihre Reaktion so aus der Fassung gebracht. Wegen dieses einen Bildes ...

Er fror, kehrte aber nicht ins Schlafzimmer zurück. Er nahm ein heißes Bad, zog sich an und ging aus dem Haus.

\*\*\*

Martin Fries dachte, es sei ein glücklicher Moment, denn er erblickte Oswald Obwalter, bevor der seiner gewahr wurde. Oswald kam ihm auf der anderen Straßenseite entgegen, den Blick auf den Boden gerichtet, die Hände in den Manteltaschen vergraben. Es gab einen Haufen anderer Leute auf der Straße, auf beiden Gehsteigen – mit ein bisschen Glück könnte er an Oswald vorbeilaufen, ohne erkannt zu werden. Wer aber Oswald Obwalter so gut kennt, wie Martin Fries das tat, der vertraut nicht auf Glück, kein bisschen.

Sondern er weicht einer möglichen Begegnung aus und betritt das nächstliegende Geschäft, die nächste Einfahrt, was immer ihn aus Oswalds Gesichtskreis bringt. Deshalb verschwand auch Martin Fries in einem Laden, den er sonst nicht betreten hätte. Nicht, weil er Oswald Geld schuldete. Bei Geld wäre er froh gewesen. Er schuldete Oswald viel mehr als Geld. Ein Gutachten. Eine »schonungslose« – das hatte sich Oswald ausbedungen – Analyse von Oswalds Romanmanuskript, das seit einem Monat in der untersten

Schublade von Martins Schreibtisch lag. Dort hätte es, wenn es nach Martin Fries gegangen wäre, liegen bleiben können bis an der Welt Ende, aber Oswald Obwalter würde so lang nicht warten wollen; schon nach einer Woche hatte er angerufen und sich erkundigt. Martin musste aus dem Stand eine Arbeit erfinden, die keinen Aufschub dulde, und hatte so zwei weitere Wochen herausgeschunden, die waren nun auch um. Oswald hatte sich nicht mehr gemeldet, das hieß aber nicht, dass er die Sache vergessen hatte. Leider vergaß er überhaupt nichts.

Martin Fries sah sich in dem Laden um. Ein großer Raum ohne Möbel, an den Wänden hingen Bilder. Eine Galerie. Das hatte ihm noch gefehlt. Er war noch nie in einer Galerie gewesen. Er wusste nicht, ob man da so einfach reingehen konnte. Brauchte man einen Termin wie beim Bankberater? Oder war das so ähnlich wie in einer Buchhandlung? Da konnte man ja auch hineingehen und sich umsehen, ohne ein Buch zu kaufen.

In der Schule hatten sie Oswald »O.O.« genannt, beide »Os« getrennt gesprochen, das waren einfach die Initialen. Die trafen es aber genau, wenn man Oswald kannte. »O.O.« als Ausruf, als Klagelaut. Kein Spitzname hätte besser zu Oswald Obwalter gepasst.

Er war eine Nervensäge.

Schon die Stimme. Hoch und gleichförmig. Widerlich. Diese Stimme benutzte er den lieben langen Tag. Man entkam ihr nur, wenn man in alles einwilligte, was er von einem verlangte. Und verlangen tat er viel. Natürlich nicht

für sich, oh nein! Sondern für die Allgemeinheit. Die Klassengemeinschaft, die Schulgemeinschaft – das nannte er tatsächlich so: Schulgemeinschaft. Normale Menschen sprachen von der Schule, Oswald von der Schulgemeinschaft. Der nächstgrößere Kreis war nicht etwa die Stadt, sondern die soziale Gemeinschaft, in der wiederum zahlreiche Lebensgemeinschaften heranwuchsen. Für alle diese Gemeinschaften galt es, sich zu engagieren. Projekte, Arbeitsgruppen, Aktionen. Alles Kokolores, aber das sagte ihm keiner. Man kam gegen Oswald nicht an. Er war ein Frühentwickler, eins neunzig groß, Supersportler, guter Schüler, Liebling aller Lehrer. Weil er ihnen Arbeit abnahm. Und natürlich war er über seine ganze Familie politisch vernetzt. Klassensprecher war er sowieso, außerdem Schulsprecher und so weiter und so fort. Er half, wo er konnte. Und er konnte viel. Er organisierte Skripte und Konzertkarten und Nachhilfe und Klassenreisen und Diskussionen und alles andere unter der Sonne. Jeder und jede war ihm wegen irgendeinem Scheiß verpflichtet. Später studierte er natürlich Jus und saß als Vertreter der herrschenden Partei im Landtag.

Und nun hatte er beschlossen, Schriftsteller zu werden. O.O. als Schriftsteller. Ja, genau so einer. Einen Roman hatte er geschrieben. Und seinem Schulfreund Fries zur Begutachtung gegeben. Denn, nicht wahr, wer könnte besser über ein Manuskript urteilen als einer, der selber berufsmäßig Manuskripte verfasst, zwar nur Kriminalromane, aber eben, wie gesagt, berufsmäßig, denn diese Romane erschienen

regelmäßig und wurden gern gekauft – so etwa hatte sich O.O. ausgedrückt. »Gern gekauft«, an den Ausdruck erinnerte sich Martin, auf so etwas konnte in Verbindung mit Romanen nur Oswald kommen. Der Roman handelte von einem Politiker, der es sehr schwer hatte. Mit seiner Partei, seiner Ehefrau, seinen Kindern und seinen Wählern. Am Ende schmeißt er alles hin und wird Mönch. Kein Scheiß, er wird Mönch!

Martin Fries stellte sich vor eins der Gemälde und betrachtete es. Abstrakt. Düstere Farben. Dann fiel ihm auf, dass die Galerie ein großes Schaufenster hatte, freier Ausblick auf die Straße davor. Ein Riesengemälde, ein bewegtes Bild, dachte Martin Fries. Und interessanter als alle Bilder, die im Raum drinnen hingen. Wenn man von innen hinaus schauen konnte, dann konnte ein anderer auch von außen hereinschauen. Oswald Obwalter zum Beispiel. Nicht so gut wegen der Reflexe in der Scheibe, aber eben doch. Wenn er jemand Interessanten in der Galerie gesehen hatte. Durch die Scheibe. Warum sonst nämlich sollte er stehen bleiben und die Straße überqueren, wie er es jetzt tat?

Die Grundidee von Obwalters Roman war nicht einmal schlecht; viele Details von der Art, die man nicht erfinden kann, weil sie jeder Glaubwürdigkeit entbehren, nach aller Erfahrung, über die Martin Fries verfügte, also schlichter Wahrheit entsprachen. Nicht uninteressant wäre das gewesen, wenn: Ja, *wenn* O.O. nur über ein rudimentäres Gefühl für Sprache, eine Ahnung von Stil verfügt hätte. Er schien auch zu glauben, ein »Roman« sei einfach ein Buch,

in dem etwas erzählt wird. Mit mindestens hundertachtzig Seiten oder so. Er verstand nicht, dass die Sachen, die erzählt werden, zusammenhängen müssen, dass die Hauptfigur eine Entwicklung durchmachen sollte, dass die Leser einen Spannungsbogen erwarten. Aber bitte, wer redet von Spannungsbögen ... In O.O.s Elaborat gab es überhaupt keine Spannung, nicht die Spur; Oswald hatte es tatsächlich geschafft, den eigentümlichsten Begebenheiten ein kaum fassbares Maß an Langweile einzublase. Wenn man diese Handlungsteile exzerpierte, auf ein paar Zeilen eindampfte, klangen sie vielversprechend, harrten einer schreibenden Hand, die sie mit Leben erfüllte. Was sie bekamen, war Oswald Obwalter, der ihnen alles Lebendige austrieb. Oswalds Manuskript war ein Kuriosum für die Literaturwissenschaft, aber daran hatte Oswald kein Interesse. Er wollte sein Werk gedruckt sehen. Da kann er warten, bis die Hölle zufriert, dachte Martin. Niemand wird dieses Manuskript annehmen, kein Verlag auf dieser Erde und keiner in den endlosen Weiten der Galaxis.

Und genau das müsste er Oswald jetzt sagen, etwa in einer halben Minute.

Martin Fries fluchte vor sich hin und sah sich um. Vom Hauptraum führten zwei Durchgänge in weitere Ausstellungsräume. Wie groß war die Galerie? Wie groß waren Galerien überhaupt? Dehnten sie sich über ganze Stockwerke wie Museen – oder waren ein, zwei Ausstellungsräume der Normalfall? Martin Fries wusste das nicht. Aus verschiedenen Gründen. Zum Beispiel, weil er sich nicht

für die bildende Kunst interessierte. Aber schon gar nicht. Infolgedessen sah man ihn nie auf Vernissagen, er kannte keine Maler, Bildhauer und so weiter; wenn etwas über einen in der Zeitung stand, blätterte er weiter wie über die Reklameseiten. Der Gerechtigkeit halber muss man zugeben, dass er auch bei Schriftstellern, Schauspielern und Regisseuren so verfuhr. Nur nicht bei Opernleuten – allen, die mit der Oper zu tun hatten. Der war er verfallen. Aber wieder bei Leuten, die Vorträge über lebenskundliche Fragen hielten oder über die Anden. Mit Dias. Er wurde deshalb nie eingeladen, eine sogenannte »Vernissagerede« zu halten, ein Privileg, in dessen Genuss Schriftsteller manchmal kommen, einfach aus Gründen der Tradition.

Oswald Obwalter verschwand in der Eingangstür der Galerie, Martin Fries im nächsten Raum. Der hatte keinen zweiten Ausgang. Martin stellte sich neben die Tür und ergab sich in sein Schicksal.

Dann sah er das Bild.

Es hing an der linken Wand und beherrschte sie. Ein großes Bild. Dargestellt war ein Haus. Man sah auf die Giebelseite. Vorn eine breite Einfahrt auf zwei Garagentore zu. Hellgrau in der weißen Hauswand. Im ersten Stock zwei Fenster, so breit wie die Tore darunter, absurd breit, die Einteilung der Scheiben konnte man nicht sehen, weil die Außenrollos heruntergelassen waren. Orange. Aber da fing es ja schon an: Dieses Orange hatte Martin Fries noch nie gesehen, so wenig wie das Grau der Einfahrt. Und die Hauswand war auch nicht einfach »weiß«.

Er trat näher heran. Im Giebeldreieck ein drittes Fenster, auch von einem Rollo verdeckt. Und neben dem Haus: links bewaldete Berge im Hintergrund, rechts eine Landschaft mit Bäumen, Zäunen, Umrissen von Häusern ... waren das Häuser? Winzige Details im Kontrast zu den Riesenfarbflächen der Bildmitte – doch halt, so stimmte das nicht, denn diese Flächen der geschlossenen Garagentore, verhängten Fenster, zeigten skrupulös gemalte Schrammen, Abblätterungen, kleine Fehler, wie sie durch Wind und Wetter im Lauf der Jahrzehnte zustande kommen.

Aber im Ganzen passte das Haus nicht in die Landschaft. Die verlor sich im Abenddunkel, das Haus stand aber in der Sonne, die von oben links ins Bild hinein schien. Und es war auf eine merkwürdige Weise asymmetrisch, dieses Haus. Auf der rechten Seite ragte der erste Stock zwei Meter über das Erdgeschoss hinaus, sodass dort ein überdachter Gang entstand, der aber nur auf der Hausseite durch eine Wand geschützt war. Lag dort der Eingang? Je länger er das Bild betrachtete, desto unwirklicher kam es ihm vor. Trotz der fotorealistischen Malweise.

Martin Fries hatte das Empfinden, lange Minuten vor dem Bild gestanden zu sein, das war auch so. Was tat Obwalter so lang? Warum zögerte er, seinen Schulfreund in den zweiten Raum zu verfolgen? Es lag daran, dass Oswald Obwalter mit dem Galeristen eine geschäftliche Transaktion durchzuführen hatte. Einen Kauf. Wenn Martin Fries nicht so starr das Bild fixiert hätte, wenn er nachgeschaut hätte, wo Obwalter blieb, wäre vielleicht alles ganz anders gekommen – nein, sicher

wäre alles anders gekommen. Aber Martin Fries wollte nicht wissen, wo der andere blieb. Er wollte von Obwalter überhaupt nichts wissen. Das war ein Fehler, ein allgemeiner sowieso, aber auch ein spezieller bei einem Schriftsteller: Mangelnde Neugier. Bei stärkerer Neugier hätte er an der Tür um die Ecke geschaut und festgestellt, dass Obwalter im Büro des Galeristen verschwunden war; er hätte die Galerie verlassen können, ohne dass Obwalter von seiner Anwesenheit etwas mitbekommen hätte. – Aber das tat Martin Fries nicht. Und als Obwalter seine Transaktion mit dem Galeristen erledigt hatte, betrat er den zweiten Ausstellungsraum.

»Tolles Bild«, sagte er mit seiner Kinderstimme, »ich hab gar nicht gewusst, dass du dich für Kunst interessierst.«

»Tu ich auch nicht«, antwortete Martin Fries, ohne sich umzudrehen. Seine Stimme klang gepresst. Er zitterte. Heiße, zerstörende Wut begann in ihm aufzusteigen, von irgendwo in der Körpermitte, es war etwas in ihn gefahren, so stellte er es sich später vor, durch den Eindruck, den das Bild auf ihn machte und die widerliche Präsenz von Oswald Obwalter, den Gegensatz, den entsetzlichen Widerspruch des einen Eindrucks zum anderen. Entweihung fiel ihm dann ein, Lästerung, Obwalter war nicht würdig, vor diesem Bild etwas zu sagen, nicht einmal, sich ihm zu nähern, das war, als ob man Scheiße auf einen Porzellanteller häufte.

»Und weißt du, warum?«, fuhr er fort. »Weil das meiste unter diesem Titel reiner Müll ist, unter dem Titel Kunst, meine ich. So wie das, was hier so rumhängt. Bis auf das natürlich.« Er deutete auf das Bild. Dann drehte er sich zu

Oswald Obwalter um. »Aber das verstehst du nicht. Du kannst ein Kunstwerk nicht von einem Loch im Boden unterscheiden, und wenn du direkt davorstehst.«

»Moment, ich wollte doch nur ...«

»Lass mich gefälligst ausreden!« Martin Fries hatte die Stimme erhoben. »Das alles gilt auch für Literatur, verstehst du? Ich bitte dich inständig, ich beschwöre dich, lass die Finger davon! Lösch es auf dem Computer, lösche das Schreibprogramm, damit du nicht in Versuchung kommst, noch etwas zu schreiben. Was du geschrieben hast, ist reiner, unverdünnter Scheißdreck – ich hab gar nicht gewusst, dass etwas Geschriebenes so miserabel sein kann. Ein dressierter Affe hätte ...« Hier wurde Martin Fries unterbrochen. Er fragte sich später, was genau O.O. veranlasst hatte, so heftig zuzuschlagen. Martin Fries stürzte zu Boden, schrie aus Leibeskräften, was ihn nachher selber wunderte. Er hatte den Schlag kommen sehen, noch bevor der Abgeordnete Obwalter dazu ausholte; eine Art Voraussicht, die Martin bisher nie an sich festgestellt hatte. Und er schrie nicht vor Schmerzen und nicht aus Wut, denn die hatte ihn mit seinem verbalen Ausbruch verlassen; er schrie einfach, um nicht laut zu lachen. Denn als er auf dem Boden lag und sich den Kopf hielt, sah er hinter Oswald einen älteren Herrn mit wilder Mähne in einem grauen Anzug stehen, der ihn an Albert Einstein erinnerte, es war aber nur Dr. Hermann Pictet, der Galerist, neben ihm eine junge Frau in Jeans und Pullover, die alles mit der Handykamera dokumentierte. Das war, wie sich später herausstellte, die Assistentin Frances Cope, Studentin

der Kunstgeschichte, die in den Ferien bei Pictet arbeitete, weil er ihr politisch nahestand, das heißt, die herrschenden Konservativen verachtete. Generationsspezifisch rief Pictet die Polizei an, Cope stellte ihr Handyvideo ins Internet, wo es sich wie ein Virus verbreitete. Oswald flüchtete ohne weitere Äußerung, die Polizei kam zugleich mit der Rettung, die Frances verständigt hatte. Martin Fries ließ sich vom Boden aufhelfen, machte seine Aussage, erstattete Anzeige wegen tätlichen Angriffs, die Galeristen bestätigten als Augenzeugen, was er sagte. Denn sie hatten den Raum schon bei der lautstarken Rede Martins betreten und alles Folgende gehört und gesehen. Martin Fries kam ins Spital, wo man Blutergüsse vom Sturz feststellte und eine Rötung der Wangenpartie. Daraus entstand das Gerücht, der völlig durchgedrehte Anwalt habe den am Boden liegenden noch mit Tritten traktiert, als die Handycamera aus war. Davon stimmte nichts, es war aber schon egal, die Karriere Obwalters ging nach kurzem Straucheln in den freien Fall über. Die Medien setzten sich auf das Thema, auch überregionale. Obwalter war nicht irgendein Hinterbänkler, sondern eine tragende Säule der allein regierenden Volkspartei und durch zahlreiche unsichtbare Fäden mit anderen Mitgliedern der Gesinnungsgemeinschaft verbunden, es ging um finanzielle Dinge, Umwidmungen, Grundstückskäufe und so weiter, die Journalisten aus Wien mussten gar nicht tief bohren, die Quelle sprudelte gleichsam schon zehn Zentimeter unter der Oberfläche, soll heißen, es wurde ihnen mehr zugetragen, als sie verwenden konnten. Von Vorarlberg sagt ein Sprichwort,

der älteste Einwohner dieses Bundeslandes sei der Neid. Neider hatte der Abgeordnete Obwalter genug, aber in den nächsten Wochen und Monaten musste er feststellen, dass die Steigerungsreihe Feind – Todfeind – Parteifreund einem realen Sachverhalt entsprach. Nach einem sehr intensiven Gespräch mit dem Clubobmann und Parteichef legte er sein Abgeordnetenmandat nieder – »bis zur juristischen Klärung der Angelegenheit«, wie es hieß. Die erwähnten Fäden, mit denen viele an seine Person gebunden waren, wurden büschelweise durchschnitten, verständlich, denn niemand wollte mit in die Tiefe gerissen werden. Diese Ablösungsprozesse verliefen allerdings nicht so lautlos, wie sich das die Betroffenen gewünscht hätten. Es wurde viel Unschönes bekannt, was auf die Partei ein schlechtes Licht warf. Man ließ ihn fallen wie eine heiße Kartoffel, und das ganze Land bekam es mit. Das nützte ihm nichts, schadete aber dem Ansehen der Politik und kostete der herrschenden Partei bei der Landtagswahl die entscheidenden Stimmen, die zum Erhalt der absoluten Mehrheit erforderlich gewesen wären – zumindest sahen das Kommentatoren in den Medien so.

Bei der Verhandlung sagte er aus, er wisse nicht, was an jenem Nachmittag in der Galerie in ihn gefahren sei, er bedaure natürlich seine Handlung, könne sie sich aber nicht erklären. Das übernahm ein international anerkannter Psychiater, der bei Oswald Obwalter das konstatierte, was allgemein unter dem Begriff »Burn-out« subsumiert wird; er sei aber voll zurechnungsfähig. Das war ungefähr das schlechtest mögliche Gutachten. Einerseits

voll verantwortlich, andererseits jemand, der einen an der Waffel hatte, denn was, bitte, heißt schon: Burn-out? Mehr als einer aus seiner Umgebung erklärte, er habe das schon lange kommen sehen. Martin Fries sagte aus, er habe nicht die Absicht gehabt, Oswald zu schaden, er habe ihm einfach die Meinung gesagt, so deutsch und deutlich, wie er konnte. Denn verklausuliertes Rumgerede hätte Obwalter, so weit könne er ihn leider, nicht davon abgebracht, seine Romanidee weiter zu verfolgen.

Obwalter wurde zu einer Geldstrafe und Schmerzensgeldzahlung verurteilt. Seine politische Karriere war zerstört. Oswald Obwalter war ruiniert. Er tat Martin leid. Aber er konnte nichts für ihn tun. O.O. verschwand aus der Öffentlichkeit. Eine Kur in Norddeutschland, hieß es. Gott sei Dank hatte die Familie Geld, wie man wusste.

Martin Fries war es gelungen, früh aufzustehen. Er machte sich einen starken Kaffee und setzte sich an den Computer, um die Morgenfrühe zu nutzen und zu schreiben. Am Morgen ging das nach seiner Erfahrung am besten; er schaffte dann bis zehn so viel wie sonst an zwei oder drei normalen Tagen. Aber das war selten. Er kam nicht aus dem Bett. Weckerstellen nützte nichts, der harsch geweckte Martin war ein anderer als der fleißig schriftstellernde Fries. Er stellte den Wecker ab und schlief bis elf. Dann war es sowieso schon wieder egal. Wenn es ihm gelänge, dachte er oft, jeden Morgen aufzustehen, könnte er Produktion und Einkommen leicht verdoppeln. Aber es sollte nicht sein.

Die Arbeit gelang nicht, er war abgelenkt. Die Galerie mit dem Bild des furchtbaren Hauses ging ihm nicht aus dem Kopf. Er nannte es »das furchtbare Haus«, denn im Inneren ging etwas Furchtbares vor, davon war er überzeugt. Was das war, musste er aufklären. Die Aufklärung der Dinge oder Geschehnisse in jenem Haus würde zeitaufwendig, schwierig und auf eine vage Art unangenehm sein, das sagte ihm sein Gefühl, das ihn in solchen Dingen niemals trog.

Er ging wieder in die Galerie. Das Bild war noch da. Das enttäuschte ihn; er hatte, wie er sich eingestehen musste, bis zu diesem Augenblick gehofft, jemand hätte es gekauft. Denn dann wäre es weg gewesen. Der Galerist hätte ihm den Käufer nicht verraten, aus Gründen des Datenschutzes oder so. Seine Nachforschungen wären ins Stocken geraten und, wie in anderen Fällen, versandet. Damit wäre er aus dem Schneider gewesen, von der selbstgestellten Aufgabe entbunden aus sachlogischen Gründen. Einen Wagen, der im Dreck steckt, kann der Fahrer nicht allein befreien, kein Mensch macht ihm deswegen einen Vorwurf. Und ja, Martin Fries neigte zu einer gewissen neurotischen Überspanntheit, Künstler halt.

Aber das Bild hing noch da. Lang allein blieb er damit nicht. Dr. Hermann Pictet, der Einsteinverschnitt, trat an Fries heran, er hielt sich seit dem Obwalter-Vorfall jetzt mehr in den Ausstellungsräumen auf und weniger im Büro.

»Was sagen Sie dazu?«, fragte er seinen Besucher.

»Ungewöhnlich«, antwortete Martin Fries. »Ich meine, anders als die anderen hier.«

»Wie meinen Sie das?« Martin drehte sich um.

»Der es gemalt hat, ist ein Maler. Oder eine Malerin. Die anderen, die hier hängen ...«

»Ja ...?«

»Die anderen Werke stammen von ... wie sag ich's am besten ... von Schmierern, genau! Die malen nicht, sondern schmieren Farbe auf die Leinwand. Wie Kleinkinder. Oder dressierte Affen.« Das hatte er gut hingekriegt, das gelang selten so konzentriert. In einem Satz so viele Leute gleichzeitig zu beleidigen. Die Schöpfer der ausgestellten Werke, den Galeristen, der sie ausstellte. Alle Eltern. Und vielleicht sogar die Tierschützer. Wegen der Affen. Dr. Pictet lächelte.

»Das hör ich oft«, sagte er, »das mit den dressierten Affen, meine ich. Nur nicht grad hier drin, von Besuchern der Galerie. Und das mit der Kinderschmiererei ist auch eher selten. Die meisten Banausen scheuen sich vor dem Vergleich. Haben Sie Kinder?«

»Ich hasse sie«, sagte Martin Fries.

»Ah ja. In Anbetracht Ihrer Ansichten zu zeitgenössischer Kunst sind Sie ...«

»Ja, ich bin nur wegen dieses einen Bildes gekommen. Wie heißt es?«

»Höchst 1b.«

»Ist das eine Adresse?«

»Kann sein. Ich hab den Maler nicht gefragt.«

»Und wer ist das?«

»Er heißt Cannizzaro.«

»Ein Italiener?«

»Nein, gebürtiger Vorarlberger. Die Vorfahren sind aus Italien eingewandert.« Nun entstand eine Pause. Martin Fries hatte sich wieder dem Bild zugewandt und betrachtete es.

»Es scheint Ihnen zu gefallen«, begann der Galerist.

»Ja. Was kostet es?«

»Fünftehtausend Euro.«

»Aha. Wie kommen Sie auf diese Summe? Gibt's da einen Schlüssel – nach Material, nach Fläche – so und so viel pro Quadratdezimeter oder so?«

»Es geht wie überall nach Angebot und Nachfrage. Künstler wie Cannizzaro erzielen eben Preise in dem erwähnten Rahmen. – Bis das Wunder geschieht.«

»Welches Wunder?«

»Der Kunstmarkt entdeckt sie. Dann verzehnfachen sich die Preise.«

»Aber davon ist dieser Cannizzaro noch weit entfernt ...«

»Das kann man nicht sagen. Es kann in zehn Jahren passieren oder morgen oder überhaupt nicht.«

»Lassen Sie mich raten: *Überhaupt nicht* ist am wahrscheinlichsten!«

»So ist es. Aber das ist alles Spekulation. Im Sinne von Zockerei wie an der Börse, verstehen Sie? Man sollte Bilder kaufen, weil sie einem gefallen. Jemand erschafft ein Kunstwerk, jemand anderem gefällt es, und er erwirbt es. Der Kunsthändler ...«

»... ja, ja, ist der ehrliche Makler, der die beiden zusammenbringt und so weiter und so fort, das weiß ich alles. Ich bin kein Kunstspekulant, Herr Dr. Pictet. Mich interessiert

nur das Bild. Und der Maler. Wie kann ich ihn erreichen?»

Dr. Pictet nickte, verschwand in seinem Büro und kam mit einer Visitenkarte zurück. »Ludwig Cannizzaro« stand drauf, darunter eine Telefonnummer. Keine Adresse, keine Mailadresse, keine Homepage. Am auffälligsten war das Fehlen einer Berufsbezeichnung.

»Cannizzaro lebt sehr zurückgezogen«, erklärte Pictet, der die Verwunderung seines Gegenübers bemerkt hatte. »Auch ich habe nur diese Handynummer, das ist manchmal mühsam ...«

»Wenigstens hat er ein Handy ...«

»Ja, aber oft lässt er es irgendwo liegen, wo er es tagelang nicht hört. Dann muss ich hinfahren, wenn es dringend ist.«

»Sie wissen, wo er wohnt?«

»Natürlich. Aber das darf ich niemandem mitteilen. Er will seine Ruhe haben. Sie müssen also anrufen ...«

»... und hoffen, dass seine Gnaden geruhen, mich zu empfangen, schon verstanden.« Dem Galeristen wurde das Gespräch unangenehm, das war ihm anzusehen.

»Hören Sie, ich kann nichts dafür, wie meine Künstler sich verhalten. Ich soll ihre Bilder verkaufen, damit hat es sich. Cannizzaro ist eh noch harmlos ...« Martin Fries spürte, dass Enthüllungen über Marotten anderer Künstler bevorstanden, das ersparte er sich, dankte für die Visitenkarte und verabschiedete sich. Draußen traf ihn die Hitze wie ein Schlag. Eine Marotte des Vorarlberger Frühsommers, gegen die die Eigenheiten der Vorarlberger bildenden Künstler zur Harmlosigkeit herabsinken. Fries zog das Jackett aus

und hängte es über die Schulter. Der Tag sprang in ein paar Stunden von April bis Juli, das führte zu Erkältungen bei denen, die dafür anfällig waren. Fries war anfällig. Er hasste die Unbeständigkeit des Wetters. Er flüchtete unter die Lauben der Marktgasse, die keine Gasse war, sondern ein breiter Platz in der Stadtmitte. Übrigens der »schönste Platz nördlich der Alpen«, wie ihn Enea Silvio Piccolomini, der nachmalige Papst Pius II., genannt hatte. Schon vor mehr als fünfhundert Jahren, aber der Ausspruch fiel Martin Fries jedes Mal ein, wenn er die Marktgasse entlangging. Er war stolz auf seine Heimatstadt. Die Marktgasse war schön, kein Zweifel, besonders, seit man vor Jahren die Autos verbannt hatte. Piccolomini hätte das begrüßt.

In der Marktgasse bog er in die Schmiedgasse ein und betrat das *Cafe Feurstein*. Er bestellte einen großen Schwarzen und rief die Nummer an.

»Ja?«

»Mein Name ist Martin Fries. Spreche ich mit Ludwig Cannizzaro?«

»Sind Sie der Krimiautor?«

»Ja ...«

»Das ist ja toll! Ich wollte Sie schon immer einmal kennenlernen. Ich bewundere Ihre Romane, wissen Sie, ich hab alle gelesen. Und ich verschenke Sie auch!« Martin Fries wusste nicht, was die angemessene Reaktion auf diese Eröffnung wäre. So etwas hatte ihm noch nie jemand am Telefon gesagt. Von Angesicht zu Angesicht auch nicht. Am wahrscheinlichsten war, dass ihn dieser Cannizzaro durch den

Kakao zog. Also sagte er: »Das ist ja schön. Ich wollte mich mit Ihnen über ein Bild unterhalten, das in der Galerie Pictet in Feldkirch hängt ...«

»Höchst 1b. Wollten Sie es kaufen?«

»Tut mir leid, ich hab nicht den Platz dafür ... und um ehrlich zu sein, das Geld auch nicht.« Diese Antwort veranlasste Ludwig Cannizzaro, sich für den Preis zu entschuldigen, der einem Außenstehenden, wie er sagte, übertrieben hoch vorkommen müsse; jedenfalls sei es das, was er von Außenstehenden mehr oder minder deutlich zu hören bekomme. Und wenn er es nicht zu hören bekam, könne er es von ihren Gesichtern ablesen: Fünfzehntausend Euro für ein paar Quadratmeter bemalte Leinwand! Dabei vergesse man gern, dass ihn so ein Bild wochen- bis monatelang beschäftige, mit dem bloßen Malen sei es ja nicht getan, und auch da gehe es um mehr, als einfach nur Farbe auf die Leinwand zu spachteln ... Martin Fries unterbrach ihn mit der Beteuerung, er halte den Preis in keiner Weise für übertrieben, schon gar nicht, wenn man die gewissermaßen altmeisterliche Malweise in Betracht ziehe, die man an den anderen bei Pictet ausgestellten Werken leider vergeblich suche ...

Das Behagen Cannizzaros über diese Einschätzung war durchs Telefon zu spüren. Wenn der Maler ein Kater wäre, dachte Fries, würde er schnurren wie ein Hochleistungstrafo. Dann entschuldigte er sich dafür, Höchst 1b nicht erwerben zu können, man mache sich falsche Vorstellungen über die Einkünfte von Schriftstellern. Das weitere Gespräch verlief

mit gegenseitigen Erklärungen der wahren Verhältnisse im jeweiligen Sektor der Kunst, des bildnerischen und des literarischen, und kam zur Conclusio und gemeinsamen Überzeugung, dass sie, die Künstler, von einer imbezillen Masse verkannt und einer Clique blutsaugerischer Verleger/Galeristen am Fortkommen und anständigen Leben gehindert würden. Martin Fries gelang noch die Frage, ob Höchst Ib ein reales Vorbild habe, nein, hieß es. Sie sollten aber die Hintergründe bei einem Treffen besprechen, schlug Cannizzaro vor, und gab die Adresse seines Ateliers preis. Am Rand von Nofels, das wiederum am Rand von Feldkirch lag. Es sei schwer zu finden, er schicke per Mail einen Zufahrtsplan, sagte der Maler. Martin Fries gab die Mailadresse durch. Sie verabschiedeten sich.

Martin Fries durchpulste ein wohliges Gefühl. Wie es entsteht, wenn man von anderen geachtet wird. Als Künstler und Mensch und so weiter. Von jemandem, den man selber achtet, achten kann. Das kam sehr selten vor. Denn verachtenswert waren viele, achtenswert kaum jemand. Martin Fries war sich der schroffen Dissozialität seiner Einstellung bewusst, seit Lydia in einer der letzten Auseinandersetzungen das so bezeichnet hatte: *Schroffe Dissozialität*. Auf so was musste man erst einmal kommen. Insgeheim bewunderte er sie dafür. Und wenn es ihm gelungen wäre, ihr das auch mitzuteilen, wären sie noch zusammen. Vielleicht. Aber eben: Wegen seiner schroffen Dissozialität konnte er ihr das nicht sagen – und deswegen und aus zweiundneunzig weiteren Gründen waren sie seit vier Jahren geschieden.

Cannizzaros Skizze kam per Mail, Martin Fries machte sich auf den Weg. Das Atelier hätte er ohne den Anfahrtsplan nicht gefunden, es lag am Rand eines Auwaldes, wo die Ill in den Rhein mündet. Ein großer Bau aus Holz und Glas, der wenig verglaste Teil als Wohntrakt. Ohne die riesigen Atelierscheiben hätte man es für eine Scheune gehalten. Die Fassadenbretter schwärzlich verwittert, das deutete aber nicht auf hohes Alter, wie Martin Fries wusste, nur darauf, dass man das Holz nicht imprägniert hatte. Unbehandelte Bretterfassaden sahen im feuchten Vorarlberger Rheintal schon nach ein paar Jahren uralt aus. Umgekehrt ließ eine nach zehn Jahren immer noch unverwitterte Holzfassade auf Chemieeinsatz schließen – und damit auf die Einstellung der Besitzer zu Ökobio und so weiter; man konnte bei der allseits beliebten und geförderten Holzbauweise die ideologischen Präferenzen des Häuslebauers am Zustand des Bretterschirms ablesen.

Vor dem Bau parkte ein grauer Audi. Martin Fries läutete. Ludwig Cannizzaro war mittelgroß und fast kahl. Zum Ausgleich trug er einen blonden Vollbart, nicht zu seinem Vorteil. Sie betraten das Atelier vom Hausflur aus. Ein einziger Raum, zwei Geschosse hoch, nach Norden vollverglast. An den Wänden Bilderstapel, in der Mitte eine Staffelei, dahinter ein Sofa und zwei Lehnstühle. Auf einem Arbeitstisch Farbtöpfe, Malutensilien, Pinselbündel in Einweckgläsern. Es roch nach Farbe. So intensiv, dass Martin bat, eine der Glastüren aufzumachen.

»Ja, ich weiß«, sagte der Maler, »ich spür es gar nicht mehr, es ist ein bisschen extrem ... Kaffee?«

Martin bejahte. Er nahm auf dem Sofa Platz, Cannizzaro kam nach kurzer Zeit mit einem Tablett, servierte Kaffee, und setzte sich in den Lehnstuhl gegenüber. Und begann zu reden. Über seine Reihe »Häuser«, die er seit zwei Jahren verfolge, über seinen Zugang zur Kunst, sein Verhältnis zur Abstraktion, das ein schwieriges sei, fast genauso schwierig wie sein Verhältnis zur gegenständlichen Malerei ... er nannte Malerkollegen, die Martin Fries nicht kannte und, ginge es nach ihm, auch nie kennenlernen würde. Denn Martin Fries interessierte sich nicht für Malerei, sondern nur für ein einziges Gemälde eines Malers, von dessen Existenz er bis vor Kurzem nichts gewusst hatte. Jetzt saß er diesem Meister gegenüber und erfuhr eine Menge über Dinge, die ihm völlig gleichgültig blieben, und nichts über das, was ihn interessierte. Cannizzaro war zu einem Ende gekommen. Martin fragte: »Wenn ich richtig verstanden habe, gibt es also kein reales Vorbild für Höchst 1b?«

»Nein«, sagte der Maler, »das gibt es nicht. Es ist eben eine Mischung, eine Überlagerung vieler Häuser, verstehen Sie – das sind Häuser, die alle irgendwo existieren, herumstehen, wenn man so will ...« Er lachte laut auf. »... aber keines ist Modell für dieses Bild. Ein Fantasieprodukt. Verkürzt gesagt. Fantasie ...« Cannizzaro nahm seine Tasse und rührte mit dem Löffel um. Vielleicht, um den Kaffee abzukühlen, dachte Martin Fries, jedenfalls nicht, um Milch oder Zucker zu verteilen. Denn weder Milch noch Zucker hatte er hineingetan. Das Umrühren beanspruchte die Aufmerksamkeit des Malers, er verfolgte die Wirbel, die

der kreisende Löffel in der Flüssigkeit erzeugte. Martin Fries wandte den Blick ab. Es war so peinlich.

Martin neigte zum Fremdschämen. Er konnte es nicht ertragen, Zeuge von Idiotien anderer Leute zu sein. Wie jetzt, wo er jemandem beim Lügen zuschauen musste, der das nicht konnte. Lügen. In der Tasse rühren, um Blickkontakt zu vermeiden. Und das auf der Stirn? Schweißstropfen. Meine Güte, das wurde ja immer schlimmer! Höchst 1b hatte also ein reales Vorbild, wenn auch vielleicht nicht in der Bodenseegemeinde Höchst. Es gab dieses Haus. Und das barg ein entsetzliches Geheimnis. Von dem der Maler Cannizzaro natürlich wusste. Was könnte es sein? Naheliegend: Ein abgeschotteter Keller mit weiblichen Gefangenen, das war ungefähr das Erste, was einem in Österreich dazu einfiel. Diese Version hatte den Vorteil des realen Vorbildes für sich. Man musste nur den Namen »Fritzl« bei Google eingeben. So etwas hatte es »in echt« gegeben, warum also nicht ein zweites Mal?

Martin Fries trank seinen Kaffee aus. Seine Gedanken schweiften in träger Bahn um das Haus, das Bild des Hauses, den Maler Cannizzaro und den Galeristen Pictet. Der Maler blickte ihn an. Aus diesem Blick, dachte Fries, spricht der reine Trotz. Der wird mir nichts sagen, der Lügenbeutel ... Martin Fries sprang auf und wandte sich einem Stapel Bilder an der Längswand zu.

»Sie haben eine ganze Reihe von Häusern gemalt? Wie wird man das nennen? Die Häuser-Periode?« Er lachte. Cannizzaro lächelte über den Scherz. »Vielleicht«, sagte er.

»Wir werden sehen ...« Martin Fries blätterte in dem Stapel wie in einer Kartei mit Riesenkarteikarten. Lauter Häuser. Einfach Häuser. Aber keines der Bilder umgab das Fluidum, das von Höchst 1b ausging.

»Beeindruckend«, sagte er. »Mit welchem haben Sie angefangen?«

»Warten Sie ...« Cannizzaro trat neben ihn. »Mit dem da, ›Altach 4‹, glaub ich. Ja, das war´s ...« Er hätte sich auch ein Schild umhängen können mit der Aufschrift: »Möchte lügen, kann aber nicht!« Fries beobachtete ihn von der Seite. Altach 4 war nicht als erstes gemalt worden, sondern viel später – genau wie all die anderen, schoss es ihm durch den Kopf. Um von dem ersten abzulenken, das die Reihe begründet hatte. Höchst 1b. Um Höchst 1b in der Masse der anderen Bilder zu verstecken. Und das, was damit verbunden war. Die Erinnerungen an das Haus, das reale Haus, das irgendwo in der Gegend herumstand.

Cannizzaro hatte zu reden begonnen. Über seine Malweise, sein Verständnis von Kunst, das Verhältnis der bildenden Kunst zu den anderen Künsten, insbesondere zur Literatur, die er überaus schätzte ... und so weiter und so fort, ein warmer, einlullender Strom bedeutungslosen Ge-redes, das der Maler wahrscheinlich noch über Stunden produzieren könnte, wenn es darauf ankam. Martin nickte und stellte Zwischenfragen mit der »Ich bin ja absoluter Laie, frage mich aber doch ...« - Attitüde, die bei jedem *Meister* gut ankommt, ganz gleich, ob es ein Meister im Kunstmalen, im Romanschreiben oder im Forellenräuchern ist. Dabei

hätte Martin Fries lieber etwas ganz anderes gemacht. Sich einen Kanister Lackverdünner geschnappt, das Zeug auf den Boden gegossen, sein Feuerzeug angezündet und gesagt: »Ich frag dich jetzt zum letzten Mal, Klecksel! Wo ist dieses Haus?« Halt wie hard-boiled Ermittler in amerikanischen Detektivromanen vorgehen. Die damit auch durchkommen, ohne eingesperrt oder sonst wie behelligt zu werden. Aber im realen Vorarlberg konnte man nicht so brachial vorgehen, man würde angezeigt und angeklagt und vom berühmten Primarius Haller psychiatriert und dann eingesperrt. Alles für eine Adresse. Wo sich nichts weiter finden würde – als eine Indoor-Hanfplantage, ja genau! Drum waren die Rollos auch immer unten! Martin lächelte bei dem Gedanken. Er würde Cannizzaro nicht mit einer Feuersbrunst drohen. Die scheiterte schon am Feuerzeug. Er hatte keines dabei, seit er nicht mehr rauchte.

»All diese Gebäude sind also reine Fantasieprodukte?«, fragte er.

»In dem erwähnten Sinn der ... der Umarbeitung und bildnerischen Modifizierung. Ja, könnte man so sagen ...«

Hieß im Klartext: Die Häuser sahen genauso aus wie auf den Bildern und ebenso die Häuser im Hintergrund. Die Bäume und die Berge zum Beispiel. Das bot gewisse Möglichkeiten.

Das Gespräch versandete. Martin Fries hatte offensichtlich nicht das Geld, eines der Häuserbilder zu erwerben. Was wollte er also hier? Die Frage stand im Raum. »Wissen Sie«, sagte er, »Ich bin auf der Suche nach einem Sujet.«

»Ein Sujet ... für ... für einen Roman? Nennt man das so?«

»Also, ich nenn es halt so! Es ist etwas allgemeiner als der Begriff ‚Thema‘. Das erinnert mich immer an Schulaufsätze. Das ist so festgeschnürt, so starr ...«

»Verstehe. Sie suchen etwas weniger Festgelegtes ...«

»Ja, ein thematisches Feld, auf dem das Ganze spielt. Das wäre in diesem Fall die bildende Kunst. Ganz allgemein. Ich beginne ganz unten, verstehen Sie? Ich war ja bis heute noch nicht einmal in einem Atelier, können Sie sich das vorstellen?«

Cannizzaro betonte, das könne er sich nur zu gut vorstellen, ein Normalbürger besuche doch auch keine Seifenfabrik zum Beispiel ...

»Sie suchen also etwas Kriminelles im Bereich der Kunst?«, fragte er.

»Notgedrungen«, sagte Martin, »ich bin Krimiautor, der Verlag erwartet das. Ich kann nicht mit einem Künstlerroman voller Kunstphilosophie und Symbolik ankommen, das würden die mir nicht abnehmen.« Man erörterte die Möglichkeit des Kriminellen auf dem Feld der Bildenden Kunst und kam vom einfachen Kunstraub sehr bald auf das weite Gebiet der Fälschung, und von da auf verwickeltere Zusammenhänge. Fälschung als Begleitdelikt der Kunstrestitution, Kunstwerke als Vehikel für Drogenschmuggel, Kunst als Träger verborgener Botschaften in der Spionage, Kunst schließlich als Artefakt außerirdischer Intelligenzen – das stammte von Cannizzaro und erstaunte Martin, das war wirklich eine originelle Idee. Picasso als

Alien, das würde vieles erklären ... Das Gespräch versandete wieder, Martin stand auf, dankte für den interessanten Gedankenaustausch und verabschiedete sich. Cannizzaro gab ihm einen Bildband mit, Höchst 1b war auch drin.

Martin Fries wurde von einer ungewohnten Unruhe erfüllt. Er versuchte, sich an seinen neuen Roman zu setzen, es misslang. Das heißt, sitzen, vor dem Computerbildschirm sitzen im technischen Sinn tat er schon, aber das war es dann auch. Es ging nichts weiter. Pro forma verbesserte er ein paar Absätze, dachte nach, suchte nach neuen Formulierungen, schrieb sie hinein, las das Ganze wieder durch und löschte die Verbesserungen. Es waren keine. So lief das immer, wenn er sich ohne den unbedingten Willen zum Tun an die Arbeit machte. Es kam nichts dabei heraus. Schreiben hieß nicht verbessern, Sätze umstellen und über die Berechtigung eines Semikolons zu grübeln. Schreiben hieß: Schreiben. Etwas auf den Bildschirm bringen, das da vorher nicht gewesen war. Erschaffen. Erfinden. Also Arbeit, einfach Arbeit. Arbeit macht Mühe. Das war immer so und würde so bleiben. Bei jeder anderen Arbeit würde ein intelligenter Mensch die Mühewaltung als Wesensmerkmal bestätigen, nur bei der Kunst reichte das nicht, da galten andere Bestimmungen, da kam es drauf an, dass die Arbeit »leicht oder schwer von der Hand ging«, »Erfüllung brachte« und ähnlicher Kokolores. Das alles hatte mit schöpferischer Arbeit nichts zu tun. Er schaltete den Computer aus und ging in die Stadt. In die Galerie des Herrn Pictet natürlich. Er wollte das Bild sehen.

Es war weg.

»Wo ist das Bild?« Er hatte, als er in das Büro des Galeristen stürmte, nicht so laut werden wollen. Jetzt war er es doch geworden und Dr. Pictet war erschrocken. Dabei hatte er seinen heißen Kaffee verschüttet und leise geflucht. Martin Fries tat es leid, wir sollten im Kabarett auftreten, dachte er, der Galerist und der verrückte Kunstfan ...

»Verzeihung, ich wollte nicht ... haben Sie sich was getan?«

»Nein, lassen Sie nur, nichts weiter passiert – solche Begeisterung für Kunstwerke gibt es nicht oft. Was ist dagegen eine Verbrüfung zweiten Grades?« Darauf antwortete Martin nichts. Dr. Pictet gehörte einer Generation von Altlinken an, die in jeder Situation den Obercoolen spielen müssen, darauf konnte man nichts sagen, weder dafür noch dagegen. Ignorieren.

»Das Bild, das so sehr mit Ihrem Schicksal und dem Ihres Schulfreundes verbunden ist – habe ich verkauft.«

»An wen denn?«

»Das darf ich Ihnen nicht sagen, es sei denn, der Käufer erteilt die Erlaubnis.« Martin Fries drehte sich um und verließ das Büro ohne ein weiteres Wort.

## **Ende der Leseprobe**

Im Buchhandel, oder online erhältlich.  
Als Hardcover mit Schutzumschlag, oder als  
eBook auf allen Plattformen